

Jürgen Paul Schwindt (Klassische Philologie)

(Radikal)Philologie*

Nachrichten aus der Alten Welt sind selten geworden. Von Zeit zu Zeit dringen Informationen in die breitere Öffentlichkeit, die für ein paar Tage oder sogar Wochen die Aufmerksamkeit kulturell engagierter Gazetten erregen können. Die mediale Präparation vor allem der sogenannten Neufunde folgt in der Regel der Erwartung, es müsse zu dem schon Bekannten etwas hinzukommen, das leicht als evident Neues vorgestellt werden könne: das Bruchstück eines Mosaiks (→Mosaizieren) oder Frieses, eines →Papyrus oder Kodex. Es versteht sich, daß nach dieser Logik der Präsentation die materialen Bild- und Editionswissenschaften im Vorteil sind, die in unregelmäßigen Abständen, aber doch häufig genug ihre Zuwächse zu Protokoll geben können.

Dabei dürften die aufregendsten Neuerungen auf Arbeitsgebieten erwartet werden, die sich schwerlich in die Logik einer nach dem genannten Kriterium verfahrenen Leistungsbemessung fügen. Mit anderen Worten: Nachrichten aus der Alten Welt sind vor allem dort zu gewinnen, wo der Bestand scheinbar gesichert ist, wo er schon Teil des unendlichen Flusses der Daten und Querverweise geworden ist, der die Informationen transportiert. Es hat sich noch zu wenig herumgesprochen, daß den Altertumswissenschaften die größte Gefahr von jenem Denken droht, das mit Begriff und Vorstellung der Erschließung verbunden ist. Nun kann man sich die Erschließung bisher unbestellten Landes auch als einen Prozess vorstellen, der die Spuren des Abenteurers seiner Bearbeitung und Kolonisation am Ende nicht einfach abwirft, sondern in sich als bleibende Herausforderung zum Weiterdenken bewahrt. Die Klassische Altertumswissenschaft aber hat mitunter zu schnell ihren Frieden mit den von außen an sie herangetragenen Einstellungen und Erwartungen gemacht. Zu oft ist sie dem Schrittmuster der allgemeinen öffentlichen Fortschrittsverwaltung gefolgt.

Die mangelnde Orientierung gerade in jenen Bereichen, die jahrhundertlang die Faszination der Altertumswissenschaften ausgemacht haben, mag man mit akademischer Betriebsblindheit oder auch mit den menschlich-allzumenschlichen Opportunismen gegenüber dem herrschenden Zeitgeist erklären. Unverzeihlich ist die geringe „Aufmerksamkeit aufs Kleinscheinende“, als die Karl Philipp Moritz seine

* Dieser Text ist geschrieben auf Einladung des Herausgebers des *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken*. Unter dem *rubrum* „Nachrichten aus der Alten Welt“ waren Skizzen zeitgenössischer Profile altertumswissenschaftlicher Forschung zu liefern. Mit Blick auf die enge Berührung mit den im SFB 933 geführten Debatten zur Epistemologie der Textwissenschaften erscheint der Text hier – abweichend von seiner originären Bestimmung und um einige Abschnitte verkürzt – als Erstveröffentlichung. Ich danke den Herausgebern der *Materialen Textkulturen (MTK)* für die freundliche Duldung der Gattungsmischung.

„Erfahrungsseelenkunde“ bestimmt hat,¹ der Mangel an theoretischer Neugierde und an jener Lust, die den Aufbau einer noch ungesicherten wissenschaftlichen Erkenntnis begleitet.

Darf man es nicht von jedem, der ein mehr als oberflächliches Verhältnis zum Kern seiner Profession, in unserem Fall also den Texten, unterhält, verlangen, daß er auf drei Dinge, Fragen oder Herausforderungen eine Antwort vorbringen kann?

1. Er sollte eine Antwort wissen auf die Frage, nach welcher Methode er verfähre, wenn er das tut, was von ihm vor allem erwartet wird: wenn er also liest.
2. Auch sollte er nicht um Antwort verlegen sein, wenn es darum geht, die Eigentümlichkeit des Faches zu bestimmen, das er *qua* Profession betreibt: hier also der Philologie.
3. Er wird zuletzt auch nicht um die Frage herumkommen, wie er seine Stellung zu jenem Feld der Antriebskräfte und Energien bestimme, das die Philologie spätestens seit ihrer Neubegründung in der europäischen Renaissance geprägt und wohl auch zu prägen nicht aufgehört hat: dem Humanismus.²

Nüchtern betrachtet geht es um die Bestimmung von Methode, Fach und wissenschaftlicher Disposition. Wenn im folgenden unter dem *rubrum* der „(Radikal)Philologie“ eine vorläufige Einschätzung der epistemischen Situation, wie sie sich in den letzten Jahren in Heidelberg in steter Auseinandersetzung mit radikalen jungen Lesern entwickelt hat, versucht wird, so seien doch zwei Worte vorweggeschickt, die die Erwartungen, von denen wir ausgegangen waren, und die Irrtümer, die wir nur knapp vermieden, betreffen.

Zunächst die Erwartungen: Es wird nicht jedem unmittelbar einleuchten, wie man aus der Untersuchung jener Instrumente, Disziplinen und Institutionen, die zur Hervorbringung, Abschöpfung, Verwaltung und Verwertung des Neuen gedacht sind, neue wissenschaftliche Erkenntnisse generieren wird. Dies möchte jedoch, so unsere Erwartung, dann der Fall sein, wenn es zutrifft, daß

1. über die Art der Gegenstandsbehandlung erst in der Auseinandersetzung mit dem Gegenstand entschieden wird,
2. die Disziplin sich in der fortschreitenden Differenzierung ihrer an den Gegenständen entwickelten Untersuchungsverfahren unentwegt verändert,

¹ Siehe Pauly 2006.

² Den Humanismus fassen wir, ohne hier auf seine unterschiedlichen historischen Ausprägungen (vom Ersten bis zum Dritten Humanismus) eingehen zu können, als die diejenige Form der Aufklärung, die an die Stelle theologisch begründeter Transzendenzauffassungen das teleologische Modell der Selbstbildung und Selbstvervollkommnung des Menschen durch den vernunftgeleiteten Gebrauch, die Pflege und die Nachahmung der überlieferten Formen menschliche Rede (in Sprache, Literatur und Kultur) gesetzt hat.

3. die *episteme* als die Gesamtheit der für möglich und sinnvoll gehaltenen kritischen Gegenstandsbezüge auch in kleinsten, basalen „wissenschaftlichen“ Operationen Veränderungen an ihr selber gewärtigen muß.

Lange dachten wir (und das war ein Irrtum), daß wir an zwei großen, auf unabsehbare Dauer angelegten Projekten arbeiteten. Da war zum einen die Reformulierung des tradierten literaturgeschichtlichen Programms, die die römische Textkultur nicht länger als die mehr oder weniger sinnvolle Abfolge der Epochen, Gattungen, Werke und Autoren schildern, sondern als „Literaturgeschichte der Intensität“ die Zeichen der Texte neu lesen und deuten sollte. Dazu bedurfte es der Entwicklung eines Lektüreverfahrens, das die Texte nicht länger als Zeugnisse einer etwa noch auf anderem Wege zu erschließenden Weltanschauung mißbrauchte, sondern diese in ihren mannigfachen tentativen Prozeduren der Selbsterstellung und allmählichen Sinnverfertigung ernstnähme.

Gleichzeitig arbeiteten wir, so war unsere Überzeugung, mit vielen anderen überall in der Welt an der Wiedergewinnung eines interessante(re)n Begriffes und Konzeptes von Philologie, das dieses alte Universitätsfach für andere systematische Disziplinen attraktiv machen sollte.

Eine Folge beider Großunternehmen sollte oder mußte die Revision oder auch vollständige Ablösung eines überlebten Begriffs von Humanismus sein, an dessen Stelle das Modell einer epistemischen, jedenfalls szientifischen Philologie treten würde.

Wenn wir heute zu der Auffassung gelangt sind, daß die lange getrennten Untersuchungen um ein und dieselbe Frage, nämlich die nach der Eigentümlichkeit des Verhältnisses von Literatur und Erkenntnis, von Text und Philologie, von Literaturtheorie und Philologietheorie, kreisten, so ist dies eine Einsicht, die sich erst in der langjährigen Beschäftigung mit unterschiedlichsten griechischen und lateinischen Texten in Vorlesungen, Seminaren, Kolloquien und Übungen entwickelt hat. Beginnen wir – dem obigen Fragenkatalog folgend – mit dem Lesen.

1 Das athematische Lesen

Das athematische Lesen scheint mit seinem Namen auf eine Form der Lektüre zu verweisen, die weniger als andere Leseverfahren geeignet ist, *solche* Nachrichten zu produzieren, die auch den Nichtfachmann fesseln können. Weil es an dem, was man ein Thema nennt,³ nicht oder nur beiläufig interessiert ist, wird es sich schwertun, das, was am Ende doch als Ergebnis herauspringen mag, einem der vertrauten thema-

³ Die Thematologie, also die „Lehre vom Thema“, ist in den philologischen Wissenschaften noch kaum nach ihrer epistemischen Seite entwickelt. Vgl. Schwindt 2009.

tischen Blöcke zuzuordnen. Wenn aber die Zuordnung mißlingt, scheitert die Kommunikation mit einem nur auf Informationserwerb bedachten Publikum *prima facie* schon auf der Ebene der bloßen Anbahnung.

Was aber ist nun das, was den athematischen Leser soweit beschäftigen und sogar fesseln kann, daß es ihm die Zuordnung seiner Funde zu vertrauten Sichtweisen entbehrlich scheinen läßt? Es ist sein Interesse an dem, was dem Thema vorausoder fernliegt, das ihn anhält, um das manifest Thematische zunächst einen Bogen zu machen. Der athematische Leser meidet die Themen also nicht, weil sie ihn langweilen, sondern weil sie ihn in seiner Suche nach den multiplen Materialien resp. Bausteinen des Semantischen behindern, die entweder dezidiert unthematisch bleiben werden oder aber in der einen und anderen Weise auf den Themenbildungsprozeß einwirken, vielleicht sogar selbst thematisch werden können. Wie der Genetiker und Mikrobiologe sein Tätigkeitsfeld am anderen, gleichsam unsichtbaren Ende der Skala möglicher humanmedizinischer Handlungen gefunden hat, so brütet der athematische Leser über den ersten Berührungen, Ansteckungen und Kettenreaktionen des Stofflichen im energetischen Feld der Texte.

Wem der Sinn solcher Untersuchungen nicht einleuchten will, lese einmal wieder eine Horaz-Ode und erinnere sich daran, wie schwer die Bestimmung eines Themas in diesem Kraftfeld unruhig-bewegter Zeichen fallen muß. Nietzsches Dictum, wonach „(i)n gewissen Sprachen ... Das [*sic*], was hier erreicht ist, nicht einmal zu *wollen*“ sei,⁴ ist seither noch manchem redlich bemühten Erklärer sauer aufgestoßen. Jede thematische Lektüre führt unweigerlich zu einer Verformung, die das Gedichtete bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Wenn man gleich dem Eröffnungsgedicht der ersten Oden-Sammlung nur das entnehmen wollte, daß der Dichter hier die überlieferten Lebensformen des ehrgeizigen (*philótimos*), des erwerbstüchtigen (*philochrématos*), des hedonistischen (*philhédonos*) und des weisheitsliebenden (*philósophos*) Menschen programmatisch Revue passieren läßt und ihnen die eine künstlerische, musenpriesterliche Existenzweise voranstellt, die ihn als die ihm gemäße „zu den Sternen“ erhebt, so wird man fragen, wozu es zum Ausdruck einer so schlichten Anordnung einer so komplexen Sprachgebung bedurft habe.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß die philologische Nacherzählung sogenannter Gedichtinhalte oft mehr mit der rekonstruktiven Phantasie der Nacherzähler zu tun hat als mit dem, was in den Gedichten der Fall ist. Von der Existenzform des seinem Ehrgeiz lebenden Olympioniken zeigt uns die besagte Ode nur die Rennbahn (*curriculum*), den Staub (*pulvis*), den knapp vermiedenen Wendepunkt (*meta evitata*) und die glühenden Wagenräder (*fervidae rotae*), dann den Palmzweig (*palma*), der die Sieger „zu den weltbeherrschenden Göttern erhebt“. Die Erzählung eines Sachverhalts ist schon im Ansatz vermieden. Gezeigt werden Bilder, nein, Fragmente von Bildern, die sich in einer konventionellen Lektüre leicht zu vertrauteren Ansichten

⁴ Nietzsche (1889), §1, 154f.

vervollständigen lassen. Eine solche Technik des Schreibens ließe sich eher mit der Schnittpraxis des avancierten klassisch-modernen Films vergleichen und wohl auch eher in die Sprache des Films übersetzen als in die geschwätzige philologische Nacherzählung, die immer mehr geben zu müssen meint, als in den Texten gesagt ist, und darüber das Wesentliche aus den Augen verliert. In einem Film ließe sich wohl auch besser als in der philologischen Nachrede darstellen, wie aus der zunächst dunklen Beziehungslosigkeit der Wörter blitzartig immer neue Bruchstücke des vermeinten Ganzen auftauchen. Die Stärke der gebrauchten Vokabeln liegt also gerade nicht in ihrer am Ende nach Auflösung in der semantischen Totale strebenden, latenten Funktionalität, sondern in ihrer je für sich bedeutenden Fähigkeit, etwas auszusagen, das sich im Strom der Eindrücke noch selbst zur Geltung bringen mag. Die Logik dieses Sprechens ist mithin eine, die am Gesagten nicht nur die grammatikalisch indizierte Verweiskfunktion, sondern immer zugleich auch die splendide Isolation, fast möchte man sagen, die Inselbildung der Wörter zur Geltung bringt. Sie ist darin den aus medizinischen und mantischen Kontexten vertrauten Traum- und Wahnlogiken näher verwandt als der Allerweltsvernunft philologischer Rechnungsprüfung. Wer nun besorgt ist, das athematische Lesen möchte den Philologen um den Lohn einer langen Einübung ins rekonstruierende Lesen bringen, erwäge auch, wie sehr eine solche neue Lektüre Erkenntnis dort zu generieren oder freizusetzen vermag, wo man sie nicht erwartet hatte.

Es fügen sich ja all die eigenwilligen, oft grotesk fragmentierten Bilder zu einer Galerie, in der bestimmte Vorstellungsweisen und Formen der Perspektivierung der Gegenstände leichter als solche hervortreten können. Jetzt fallen auch manche über der porösen Gegenständlichkeit der fragmentierten Bilder bisher übersehenen Wörter auf, die sich im Verein mit anderen ähnlichen Ausdrücken zur Anzeige einer Bewegungsrichtung formieren, die gerade vor dem Hintergrund traditioneller Annahmen über den Gedichtinhalt mit einem Mal sprechend wird. So fällt auf, daß der im Gedichtschluß so prägnante Zug ins Vertikale (die die Sterne berührende Stirn des lyrischen Ichs) schon die ersten Bilder bestimmt: den Palmzweig, der die Sieger zu den Göttern erhebt, die tobende Menge, die den Politiker auf der Stufenleiter des Erfolges nach oben zu hieven trachtet. Die Bewegung der Elevation ist also nicht etwas, das der Ode an ihrem Ende als ein metaphysisches Versatzstück aufgepfropft ist und gleichsam verordnet wird, sondern bestimmt schon den Duktus der ersten Gedichtbilder. Was hierdurch erreicht wird, ist nichts Geringes. Das Denkbild der Erhebung: hier ist es materialisiert und nach seinen elementaren Bewegungsrichtungen zur Darstellung gebracht.

Und noch etwas wird sichtbar, wenn wir über der Lust an der Vervollständigung der Dichtungsfragmente, d. h. an der Ergänzung des Ungesagten, die doch immerhin vorhandenen Textstücke nicht aus dem Auge verlieren: Auch die nicht unberühmte Bewegung der Trennung und Sekretion (*me secernunt populo*) ist in allen früheren Bildern, so unterschiedlich sie sein mögen, vorbereitet. Die Bewegung der profilierenden Isolation des Einen, der dem, wozu er sich berufen fühlt, nachjagen wird, legt den

Grund für die finale Präparation der Rede vom himmelwärts fahrenden Dichter. Für Emphatisierungen nach Art der älteren deutschen und angloamerikanischen Interpretationsschule besteht kein Anlaß. Nicht von Auslese (Elite) und Selbsterhebung (Metaphysik) handelt das sogenannte Programmgedicht des Horaz, sondern von einer Welt, in deren irrer Zersplitterung in kleinste Teile (vom Staub bis zum Scheitel) aus dem Physischen die Kontur eines Immateriellen herauswächst. Dieses ist aber nur 1) fragmentarisch und 2) in den Denkbildern der Materialität zu haben. Jede Übersetzung ins Unsinnlich-Schönegeistige verbietet sich. Noch die Auffahrt des lyrischen Ichs zu den Sternen verbleibt ganz in der sinnlich-materiellen Welt: Oder wie sonst sollen wir die einfache Schlußaussage verstehen: *sublimi feriam sidera vertice?* Da trifft einer mit dem höchsten Punkt seines Scheitels auf Sternengrund. Das Sekretions- oder Elevationsdenken des Dichtungstexts ist eines, das nach Maßgabe einfacher Bewegungen im Raum gestrickt ist. Es kommt nicht überfallartig und überraschend, sondern ist erträglich gemacht durch eine Neigungsrichtung, die von langer Hand vorbereitet ist.

2 Die radikale Philologie

Was hier als athematisches Lektüreverfahren beschrieben ist, kann das herkömmliche Philologie-Verständnis nicht unberührt lassen. Die Philologie meinte, dem (gar nicht unverständlichen) Überdruß an emphatisch-ästhetischen Lektüren dadurch begegnen zu sollen, daß sie den Schwerpunkt ihres Tuns von den Texten auf diverse Verfahren der Applikation und Unterstellung nicht-textbasierter Theorien und Modelle verlegte. Was man von den Kultur- und Sozialwissenschaften mehr flüchtig als profund gelernt hatte, übertrug man, oft ohne die rechte Besinnung auf die Chemie des Unverträglichen, auf den Umgang mit Texten. Erkenntnis sollte jetzt nicht mehr vorrangig in der Auseinandersetzung mit diesen, sondern durch die Konfrontation mit Kontexten erreicht werden.

Dabei ist die Philologie gut beraten, wenn sie sich von allen trivialen Sinnstiftungsleistungen solange entfernt hält, wie sie sich nicht auf eine neue Intensität des Lesens eingelassen hat. Die philologische Lektüre darf nicht immer schon mit dem rechnen, was der Text am Ende doch wohl noch sagen will, sondern muß auf den Grund dessen zu kommen suchen, wo Sinn und Sinnstiftungsverfahren generiert werden. Sie muß verstehen lernen, daß Texte sehr viel mehr über ihre Geschichte, die Geschichte ihrer Entstehung und allmählichen Verfertigung, verraten, wenn wir die Instrumente der Untersuchung schon bei den Wurzeln der Sprachgebung ansetzen. Eine so agierende Philologie haben wir zuerst 2005/06 als „Radikalphilologie“ beschrieben.⁵ An Horaz 1, 1 würde sie – wie eben skizzenhaft ausgeführt – deutlich

⁵ Schwindt 2006.

machen können, wie die musenpriesterliche Ideologie des augusteischen Dichters etwas ist, das man tunlichst nicht mit metaphysikähnlichen Konzepten behandeln und so bis in sein absurdes Gegenteil verzerren sollte. Eher sollte man sich begnügen zu zeigen, wie Dichtung denkt, wenn sie Unsterblichkeit sagt, oder genauer (denn sie sagt ja nicht „Unsterblichkeit“), wie Dichtung dasjenige aussagt, das wir als Unsterblichkeit denken mögen. Radikalphilologische Lektüren gewinnen dort Boden zurück, wo bei der unendlichen Zerstreuung und Aufgeregtheit des akademischen Betriebes schon lange niemand mehr gegraben oder gar gesiedelt hat. Sie arbeiten daran, die Signaturen, Embleme und Wasserzeichen der Literatur wieder lesbar zu machen und all das der wissenschaftlichen Beobachtung und Deutung neu zuzuführen, das man längst als „gedeutet“ inventarisiert und in den Archiven abgelegt hatte.

Die radikalphilologische Praxis hat nun aber zu Weiterungen geführt, die in den Anfängen nicht abzusehen waren. Das immer detailliertere Verständnis vom Aufbau der Ordnung komplexer literarischer Texte erlaubte, an die Beschreibung eines Zusammenhangs zu denken, der so noch nie beobachtet worden war: Es geht um die eigentümliche philologische Disposition der Texte selbst. Diese antizipieren die philologische Geste des Bedachts auf das Wort, wenn sie sich in einen Raum hinein entwerfen, in welchem sie der höchsten Aufmerksamkeit sicher sein können: als *philologoumena*, als Worte, die mit ihrem Eintritt in den Text wohl auf nichts weniger gestimmt sind als darauf, sogleich durch andere Worte ersetzt zu werden, sondern vielmehr den Anspruch vertreten sollten, daß sie immer auch an und für sich wahrgenommen und wertgeschätzt werden.

Nur eine Literaturwissenschaft, die entgegen allen Lippenbekenntnissen nicht aufgehört hat, Texte vor allem als die graphischen Manifestationen eines mehr oder weniger ausgeprägten auktorialen Willens anzusehen, kann sich gegen die Einsicht verschließen, daß in den Texten etwas in beträchtlichem Maße wirksam ist, das man die Selbstorganisation einer zwar verfaßten, aber doch auch *anderem* als dem Willen ihres Urhebers verpflichteten Versammlung der Zeichen nennen kann. An das Postulat der heautonomen, d. h. der selbstgesetzgeberischen Verfassung der Literatur knüpfen sich komplizierte Überlegungen, die nur eine hier nicht weiter zu verfolgende *Kritik der philologischen Vernunft* aufzuklären hoffen könnte. Dort wäre dann von den Übertragungsleistungen im Verkehr der Interpreten und Texte, von den tabuisierten Zonen philologisch-literarischer Grenzüberschreitung und – schließlich – auch der Selbstbegegnung des Philologen in der Literatur zu reden.

Doch auch in einer konservativeren Ansicht des Problems wird Philologie sich mit der Vorstellung beschäftigen müssen, daß sich das, was wir herkömmlicherweise als die poetische Tätigkeit bezeichnen, nicht leicht von dem trennen läßt, was wir als die philologische Tätigkeit anzusehen gewohnt sind: Philologie ist in einem prägnanten Sinne die Umkehrung der poetischen Bewegung. Als solche ist sie markant zugleich der Raum, in den hinein sich die Dichtung entwirft. Sie ist der Widerstand, an dem der poetische (Selbst)Entwurf seine Kontur gewinnt. Philologie macht die Einstellungen und Entscheidungen der Dichtung rückgängig und kehrt an den Punkt zurück,

von wo sie ausging. Das aber gelingt nicht, wenn sie sich an Themen, Stoffe und Motive hält, sondern wenn sie die Struktur der Erkenntnis des literarischen Textes erkennen und beschreiben kann. Die Erkenntnis der Literatur aber wird sich nur dem erschließen, der sie in der philologischen Rekonstruktion noch einmal als poetische Erkenntnis zu denken vermag. Daß Dichtung anders denkt als das Recht, die Religion und Philosophie, ist oft bemerkt worden. *Wie* sie denkt, darüber wird die Philologie mehr zu sagen wissen als selbst die Philosophie: Die Philologie *ist* ein besonders schöner und würdiger Name für das Denken der Dichtung.

Wollen wir noch etwas über den Humanismus sagen? Man kann es bedauern, daß das so lange unhinterfragt gebliebene Bündnis der Welt der überlieferten Texte mit der Anschauung vom „gesitteten Menschen“ zerrüttet ist. Aber ist es erst zerrüttet, seit Unkenntnis und Langeweile, die Modelleiden der Gegenwart, den Humanismus so gut wie manch andere lästige Weltanschauung in den weitläufigen Arsenalen der Ideengeschichte entsorgt haben?

3 Die Erkenntnis der Literatur und die szientifische Philologie

Vermutlich hatte der Humanismus immer schon nur in einem sehr äußerlichen Sinne mit den Texten zu tun. Er stand eher für den Behauptungscharakter derselben und für die Glaubensstärke des lesenden Publikums. Der Humanismus ist eine wenig konsequente Spielart der Philosophie. Anders steht es mit dem Bild vom Menschen, das die Texte selbst transportieren, mit den Effekten, den Schatten- und Lichteinwürfen, die den Umriß des Menschen auch dort bewahren, wo die poetische Aufbau- oder eben auch die radikalphilologische Abbaubewegung sich aller Parteinahme für die Sache des Menschen begeben hat.

Zur Erinnerung an diesen Menschen brauchen wir, so scheint es, den ererbten Humanismus nicht. Seine Instrumente sind zu grob, um auf das Format der Erkenntnis der Texte zu passen. Die Philologie wird sich den Texten anders nähern, anders in sie hineinzukommen suchen und anders sich in ihnen bewegen, als es dem Humanismus aus eigener Anstrengung möglich war. Die Textwissenschaft braucht keinen ideologischen Überbau, der anderes verspricht, als die Texte hergeben, und der diese, wenn überhaupt, immer nur nach seinen eigenen Maßgaben liest. Wenn es eine Dimension der Textarbeit gibt, die auf den ersten Blick nicht durch die Texte selbst gedeckt zu sein scheint, dann ist es die Scheu oder das Verlangen der Philologie, in diesen etwas zu begegnen, das ihr selbst ähnlich ist, jenem Willen zum Aufbau, der auf ihren eigenen, energischen Willen zum Abbau trifft. Doch weit entfernt von der Anmutung, das Literaturstudium diene etwa der Selbsterfahrung, wird Philologie sich auch eingestehen müssen, daß sie sich selbst nur in der Erkenntnis der Erkenntnisweise des anderen greifen und haben kann. Wenn, wie schon bemerkt, die Philo-

logie zugleich das Denken der Dichtung bezeichnet, dann wird sie sich solange nicht selbst verstehen, wie sie der Konfrontation mit der Erkenntnisweise der Literatur aus dem Wege geht.

Die geforderte Durchdringung der Texte nun hat mit Philosophie nur wenig zu tun. Der Philologie eignet vielmehr eine Form des Erkennens, die die Erkenntnis der Texte zur Entfaltung bringt und dann am wirksamsten ist, wenn sie bis zur Unkenntlichkeit im Text und seiner Nachbildung aufzugehen scheint. Bevor wir das philologische Erkenntnisstreben unter Romantik- oder gar Mystikverdacht stellen, sollten wir uns daran erinnern, daß die verschiedenen europäischen Renaissancen eines aus der Literatur gespeisten erkenntnistheoretischen Zweifels in aller Regel Antwort zu geben versuchten auf Fragen, mit denen der rationalistische Schulbetrieb nicht zu Rande gekommen war.

Das Wissen der Literatur ab- und auszuschöpfen, mag eine historisch-positivistisch verfahrenende Philologie genügen. Die Erkenntnisweisen der Texte zu verstehen und zu beschreiben, braucht es eine Philologie, die nicht erst bei Themen, Stoffen und Motiven beginnt und auch nicht schon bei den ersten Elementen der Sprache stehen bleibt. Die Philologie kann sich anders als Philosophie, Geschichte und Kulturwissenschaft nicht in einem Schatzhaus der Einsichten einrichten: „(D)enn fremde Ideen sind für mich keine“, sagte der große Böckh⁶ – und behielt recht. Der Glanz der Philologie erlischt, sowie sie den Text aus den Augen verliert. Das Wissen der Philologie ist ein Sehen und Sichtbarmachen. In guten Momenten leuchtet sie im Gegenchein des literarischen Texts. Es wird in solchen Momenten sein, daß die Philologie im Denken der Literatur sich selbst erkennt.

Literaturverzeichnis

- Böckh (1877): August Böckh, *Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*, hg. v. Ernst Bratuscheck, Leipzig.
- Nietzsche (1889): Friedrich Nietzsche, „Was ich den Alten verdanke“, in: Friedrich Nietzsche, *Götzen-Dämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophirt* (KSA 6), Berlin/New York 1980, 154–160.
- Pauly (2006): Yvonne Pauly, „Aufmerksamkeit aufs Kleinscheinende“, in: Yvonne Pauly (Hg.), *Karl Philipp Moritz an der Schule. Ein Projekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und des Evangelischen Gymnasiums zum Grauen Kloster*, Oldenburg, 71–95.
- Schwindt (2006): Jürgen Paul Schwindt, „Schwarzer Humanismus. Brauchen wir eine neue Alte Philologie?“, in: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 60 (2006), 1136–1150.
- Schwindt (2009): Jürgen Paul Schwindt, „Thaumatographia, or ‚What is a Theme?‘“, in: Philip Hardie (Hg.), *Paradox and the Marvellous in Augustan Literature and Culture*, Oxford, 145–162.

⁶ A. Böckh 1877, 20.

